

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1922**

32 (6.8.1922)



Vierteljährlich: bei Agenten 15.— M.,  
direkt bei der Verlagshandlung bei  
wöchentl. Frankfurterzeitung 21.50 M.,  
bei der Post bestellt 15.30 M.

Evangelisches

Anzeigen folgen S.— M., (Stellungsgebühr)  
ab. Anzeigeb. — M., Chiffre-Anzeige  
2.50 M., die viergesp. Nonpareilzeile  
ab. der. Raum. Postzeit. Kat. Nr. 1859

# Kirchen- und Volksblatt

Sonntagsblatt für Baden.

Nr. 32.

Sonntag, den 6. August 1922.

63. Jahrgang.

Gehe hin zu den Gefangenen deines Volkes . . .!

8. Sonntag nach Trinitatis über Hesekiel 3, 11 u. 14.

Lied Nr. 221: Aus tiefer Not.

Im Rebarthanal, im Zweistromeland, schmachtet ein geschlagenes Volk in der Verbannung. Haus und Heimat, Vaterland und Tempel haben sie verloren. Ein übermühter Sieger hat sie mit sich fortgeschleift, als er Stadt und Land eroberte. Die Blüte des Volks ist es gewesen, die besten Arbeiter und geschicktesten Handwerker, die führenden Familien, die „Intelligenz“. In Nordmesopotamien hat er sie angesiedelt, am „Nehrenhügel“. In ihrer Einsamkeit und in ihrem Elend kommt die Erinnerung an die Vergangenheit über sie und faßt sie mit mitleidslosen Armen. Ein reiches, ein freies Volk sind sie einst gewesen. Angesehene Könige standen an ihrer Spitze. Die Nachbarvölker achteten und ehrten sie. Sie gingen ihrer friedlichen Handlung nach. Reich waren sie geworden. Glänzende Palastbauten bedeckten die heilige Stadt. Zum Tempel wallfahrten sie aus nah und fern als zu einem Weltwunder. Aber dann kam der schwere Fall. Eine verfehlte Politik, unfähige Führer, ein König, der ein Kind war, Spielball der Parteien, — und an einem Tage war das alles zusammengebrochen und verloren, Freiheit, Reichtum, Königtum, Tempel! Als einsame Verbannte leben sie von den trüben Erinnerungen.

Mit diesen Gefangenen will der Herr eine neue Welt bauen! Jeremia schon hatte es den Zurückgebliebenen im Bilde gesagt: zwei Feigenkörbe hatte er vor sie hingestellt, einen Korb mit guten, reifen und einen mit verdorbenen Feigen. Die verdorbenen Feigen sind der vom Unglück verschonte, zurückgebliebene Teil des Volkes. Er geht unter. Die genießbaren, gebrauchbaren aber sind die Verbannten, — ein Trostwort für alle Kreuzträger! Die Gefangenen will Gott in seine Schmiede nehmen. Feuersglut genug ist über ihnen entbrannt. Einen Gotteschmied sendet er ihnen, der in seines Gottes Auftrag das Werk der Läuterung vollführen soll, nachdem Gott selber den Glutofen angezündet! Du Gotteschmied Ezechiel, redest du auch zu unserm Volke, das Gott so gewaltig in seinen Feueröfen genommen hat?

„Gehe hin zu den Gefangenen deines Volkes und predige ihnen!“ „Ich fuhr dahin in bitterem Grimm“ (V. 14)! Hartes, sprödes Metall, das der Schmied Gottes unter seinen Hammer nehmen muß. „Die Kinder, zu welchen ich dich sende, haben harte Köpfe und verstockte Herzen.“ Sollte man es für möglich halten? So viel Leid, und trotzdem keine Demütigung, keine Einkehr, keine Aufgeschlossenheit für Gottes Wahrheiten? Unglück macht leichtsinnig, Unglück verhärtet, Unglück macht gefühllos — wenn man Gottes Geist widerstrebt! Wir brauchen den Beweis wahrhaftig nicht allzuweit zu suchen! Wen das Unglück nicht mit Gott verbindet, den kettet es an das harte, grausame „Ich“. Die Herzen werden darüber zu

Stein. Und solches Metall soll der Prophet schmieden? Wir verstehen es: „Ich fuhr dahin in bitterem Grimm!“ Auch der Herr ist ergrimmt der Verstockung der ungläubigen Juden am Grabe des Lazarus gegenüber! Grimm, ja Bitterkeit will uns überkommen, wenn wir der Verhärtung unsres eignen Volkes gedenken. Soll dieses Metall noch zu schmieden sein für Gottes Werk?

Dem ergrimnten Propheten gibt Gott einen gewaltigen Hammer in die Hand, mit dem er dem spröden Metall gewachsen sein soll. „Predige ihnen: So spricht der Herr, Herr! sie hörens oder lassens!“ Das war der ganze Auftrag des Propheten, aber diese Botschaft war wie ein Hammer, der Felsen zerschmetzt. Den unbedingten Willen Gottes soll er dem Volke in der Gefangenschaft einhämmern. Ehrerbietig sollen sie stehen lernen vor dem „Gott will es.“ Gottes Gesetz und Ordnung soll unter dem Volke zu Ehren kommen. Auch in dem großen Weltgeschehen sollen sie Gottes Willen erkennen. Um Jerusalem lagern wieder Heere. Der Rest des Volkes steht wieder in Not, Hunger, Pestilenz, Sterben. Der Prophet bildet auf einer Tonscheibe das Bild der Stadt mit ihren Zinnen und Wällen ab, umgibt sie mit einem Belagerungsgürtel, lauert beobachtend Tag um Tag über diesem Gebilde: So schwebt Gottes Auge über den Geschehnissen, und wenn die Stadt fällt, dann ist auch das unter Gottes Willen geschehen! Vor dem Willen Gottes gibt es kein Entrinnen.

Das war die eigentliche Krankheit des jüdischen Volkes: sein Ungehorsam! Sie hatten das Gehorchen verlernt! Alles Mögliche hatten sie als Religion angesehen, allerlei stimmungsvolle Kulte, Naturdienst, Opferdienst nach eigenem Geschmack, nur nicht den Gehorsam. Ein Volk, das nicht gehorchen kann, ist auch nicht zur Herrschaft berufen. Ein Mensch, der nicht gehorchen kann, hat auch keine Herrschaft über sich selber. Er ist ein Spielball seiner Launen, Stimmungen und Einfälle. Das ist heute wie ehedem. Uns gilt das eigene Wollen, Meinen, Erleben zum Ziel. Wir fragen wohl, wie wir Gott finden können. Wir wissen nicht mehr, daß es um das Gehorchen der Gottesstimme in uns geht, die da ist, die wir gar nicht erst zu suchen brauchen. Gottes Herrscherwillen gilt es anzuerkennen. Gott will groß in uns werden. Wir werden nicht eher gesund, als bis wir den Willen Gottes wieder heilig halten.

Ist das nicht ein furchtbar schwerer Weg, den des Gehorsams entwöhnten Zeitgenossen den Willen Gottes einzuprägen? Dieser Weg wurde für den Propheten ein Leidensweg. Gott hat ihn aufs Krankenlager geworfen, Monate muß der Prophet auf einer Seite liegen. Fesseln Gottes umgeben seinen Körper. Er muß zum Gespött des Volkes werden. Aber in diesem Elend muß er den Beweis erbringen: man kann an Gottes Willen glauben! Der dulddende Prophet, der sich beugt unter Gottes Willen, der auch jetzt noch gehorsam bleibt, ist dem Volke das feste

Zeugnis: es gibt noch Gehorsam in der größten Trübsal, ein Gottesmensch weilt unter uns, der im Gehorsam zu leiden versteht! Damit ist Hesekiel ein Vorbild auf den leidenden Erlöser. Jesus predigt nicht nur den Gehorsam unter Gottes Willen, er leidet ihn und stirbt ihn. Weil Jesus gehorsam ist bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz, darum hat seine Gehorsamspredigt auch einen Klang. Es ist die Predigt von dem neuen Gottesreich, von dem Einbruch der Herrschaft Gottes, der wir uns ganz ergeben dürfen. Das ist nun nicht ein schweres Muß: du mußt Gott gehorchen, das ist ein herrliches Dürfen: es gibt etwas so Großes wie die Königsherrschaft Gottes und ich darf ein Glied dieser Herrschaft sein, wenn mein Wille in Gottes Willen ruht.

Das war das herrlichste Erleben des Propheten: sobald er einmal den Widerstand gegen Gott aufgegeben hatte, durfte er auch erfahren, wie dieser Gott, dem er sich ausgeliefert, ihn trug. „Ich fuhr dahin in bitterem Grimm — und des Herrn Hand hielt mich fest!“ Der Gott, der Gehorsam verlangt, ist auch der treue Gott, der sich unser erbarmt. Indem wir gehorsam werden, erleben wir diese Treue Gottes. Hier ist der Fels, auf dem wir Ruhe finden bei all dem Schwanken und Wanken der Gegenwart. Unser Gott bleibet, wie er ist. Und wir werden standfest. „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.“

Hesekiel, du Schmied deines Gottes, das ist dein Waffenslied und Schmiedegesang an unsre unruhige ungehorsame Zeit: „Höre des Herrn Wort und Willen“. Dann mögen auch wir „im Grimm dahinfahren“ ob all der Ungerechtigkeit und Bedrückung ringsum, es wandelt sich Bitterkeit und Grimm in Gewißheit und Zuversicht: Ich fahre dahin in bitterem Grimm, aber „des Herrn Hand hält mich fest“, die Hand, die ich ergreife im Gehorsam.

L. C.

### Fidi.

Volkserzählung von A. Weissfels.

(Nachdruck verboten.)

Leise trat Fidi auf die Diele. Der schwache Lichtschein kam von der Feuerstelle, auf der ein kleines Torffeuer gloste. Im Kessel darüber brodelte gemächlich die Abendsuppe, auf dem Tisch standen Brot, Butter und Wurst. Plötzlich empfand Fidi wieder seinen wühlenden Hunger. Aber dennoch schlich er leise weiter. Ehe jemand kam, mußte er Engel gesprochen haben. Sicher sah sie auf ihrem alten Platz im Lehnstuhl am Ofen und träumte in die freundliche Blut hinein. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Sein Herz schlug höher. Er hatte nie so sehr gefühlt, wie jetzt, wie er an Engel hing.

Aber nein, er wollte sie nicht erschrecken. Leise rief er: „Engel!“ Keine Antwort, ein flackerndes Lichtschein suchte über die Diele, als er die angelehnte Stubentür öffnete. Horchend blieb Fidi stehen, nachdem er die Tür leise hinter sich zugezogen hatte. Hinten im Stall klirrte eine Kette. In der Stube brannten leise knisternd zwei Kerzen. Ihr unsicherer Schein warf verzerrte Schatten an die Wände. So anders sah es im Zimmer aus. Engels Stuhl am Ofen, auf den sein Blick traf, war leer. Dafür fiel der zuckende Kerzenschein auf eine seltsam bleiche Mädchengestalt, die mitten im Zimmer aufgebahrt lag.

War das Engel Dede? Seine Engel? Das Herz schlug Fidi im Halse, als er näher trat und das blasse Antlitz näher betrachtete. Ja, es war Engel, die dort auf ihrem schmalen Bett die sanften Augen zum letzten Schlaf geschlossen hatte. Da lag sie mit blassen Wangen, auf die die langen, dunklen Wimpern schwere Schatten warfen, ein friedlich heiteres Lächeln um den stillen Mund. Die schmalen Finger über der kranken Brust gefaltet, ein blühendes Myrthensträußchen haltend. Leise streichelnd berührte Fidi die feinen Hände, aber schaudernd zog er sie vor der eisigen Kälte zurück. Er mußte an den Sommertag denken, an

dem sie im Spiel die Hände gegen das helle Sonnenlicht hielten und fern auf den Wiesen das Dangeln und Sirren der Sensen klang. Damals hatte sie mit ernstem Lächeln und kindlicher Wichtigkeit sich mit Gras und Blume verglichen und schon das ferne Dangeln der Sense des Schnitters Tod gehört.

Da lag sie nun, die zarte Menschenblume, weilt und tot. Ein kalter Schauer krampfte Fidi das Herz vor der gewaltigen Macht des Todes zusammen. Leer und kalt schien ihm das Leben ohne seine Engel. Nun würde man sie hinausstragen zu den andern Toten, die hinter der alten Findlingsmauer und den hohen Lebensbäumen den letzten Schlaf schliefen. Der Pastor würde mit seiner tiefen, ernststen Stimme sprechen, die Frauen würden weinen, die Schulkinder würden unter Lehrer Timmermanns Leitung singen: „Jesus, meine Zuversicht“ und dann würde polternd die duftige Seesterde auf den engen Sarg fallen. Und war dann alles aus? Eine schreckliche Angst preßte Fidi das Herz zusammen und dann fiel ihm plötzlich ein Spruch ein, den er in der Schule bei Lehrer Timmermann gelernt hatte, und halblaut flüsterte er mit zitternden Lippen: „Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich, es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft.“

Die Tränen traten Fidi vor Freude in die Augen. Er sah Engel in ihrem feinen weißen Kleid langsam in den Himmel schweben und mit ihrem alten guten Lächeln zu Fidi herunter sehen, während sie mit der Hand nach oben wies, als wollte sie sagen: „Weß man nich bang, min Fidi, da haben idw id op di!“ (Sei nicht bang, da oben wart ich auf dich.) Und alle Bangigkeit wich von Fidi. Er streichelte lächelnd die kalten Hände und kein Schauer schüttelte ihn. Dann wandte er sich und ging langsam hinaus. Aber auf der Schwelle stockte er, denn draußen auf der Diele klangen Schritte und die Stimme der Bäuerin rief hinten aus dem Stall: „Und denn bring' auch noch 2 Pfund Kaffee mit, Trinchen.“

Wieder schlug Fidis Herz höher, als er Fidis Stimme antworten hörte. Die Schritte verloren sich und auf der Diele blieb alles stille. Jetzt schnell zum Hause hinaus. Ein Blick noch zurück zur stillen Schläferin, über deren Gesicht die flackernden Kerzen huschende Schatten warfen. Riesengroß und verzerrt lag sein eigener Schatten an der Stubentwand und folgte ihm auf die dämmerige Diele. Da glomm noch das Torffeuer unter der Abendsuppe, da klangen noch vertraute Töne aus den Ställen und auf leisen Pfoten strich die alte Hauskatz an Fidis Beinen vorbei.

Leise fiel die Tür ins Schloß und Fidi stand wieder draußen, wo es allmählich ganz dunkel geworden war. An der Hausmauer entlang schlich er sich bis zur Scheune und setzte sich dort im Schatten einer der alten Eichen auf die Hofmauer. Ganz still war es in der Runde. Nur Widu schlug einmal an, aber dann hatte er Fidi erkannt und sprang freudig winselnd an ihm hoch. „Still, still, Widu!“ flüsterte Fidi. „Komm, kommst hier mit mir auf Fidi warten.“ Und wedelnd legte sich der Hund neben den Jungen. Wohligh spürte der die Wärme des Tierleibs und wie ein freundliches Vorzeichen schien ihm dieser Empfang auf dem Hofe. Schritte klangen auf der Landstraße, aber sie verloren sich in der Dunkelheit. Fidi sah sich um. Die verkohlten Dachsparren der Scheune ragten gespenstisch in die feuchte Luft, ein brenzliger Geruch stieg aus den Trümmern. Hin und wieder raschelte es im trockenen Laub der alten Eichen. Es dünkte Fidi eine Ewigkeit, bis Widu freudig bellend aufsprang und zur Pforte lief und auch er Fidis leichten Schritt nahen hörte. Das Herz klopfte ihm, als er aus dem Schatten vor die Schwester trat und halblaut rief: „Krieg' man keinen Schreck, Fidi, ich bin's!“ Aber Fidi sprang doch mit einem Schritt zurück. „O, Jung', was hab' ich mich verjagt! Wo kommst du bloß her?“

Behutsam ging Fidi mit der Schwester unter das schützende Dunkel der Bäume und erzählte im hastigen

Glückerton von seinen Erlebnissen seit dem Brande. Die Zukunft erschien ihm plötzlich so nebensächlich, er mußte nur von Engel und Tidi hören. Und wie lauschte er, als er von Engels letzten Tagen hörte und wie sie so oft mit Tidi von ihm gesprochen und sich so sehr um ihn gesorgt hatte. Sein Name war noch in der letzten Stunde auf ihren Lippen gewesen, als sie zu Tidi gesagt hatte: „Im Himmel seh' ich ihn ja wieder.“ Tidi lächelte träumerisch, wie gut er doch seine Engel verstand. Er hörte kaum, was Tidi noch weiter von sich erzählte, wie schwer sie es auf dem Hofe habe und daß sie zu Ostern fortmüsse, überhaupt schon gleich nach dem Brande fortgemußt hätte, wenn Engel nicht immer wieder ein gutes Wort für sie eingelegt hätte. Mit einem tiefen Seufzer schloß sie. „Ich will ja wohl schon durchkommen, denn ich finde immer noch einen guten Dienst und Johann will mir treu bleiben. Wir wollen warten — aber du — Tidi? Was wird bloß mit dir? Hier kannst du nicht wieder herkommen. Ja, wenn Engel noch lebte, die würde gut für dich reden. Aber so geht es nicht, da wirst du rausgeschmissen!“

Tidis Stimme zitterte ein wenig. „Ja, was nu, Tidi? Wo soll ich bloß hin?“ „Zu Onkel Emil,“ meinte sie. „Nein,“ schrie Tidi und die Tränen traten ihm in die Augen, „da geh' ich nicht hin, da häng' ich mich lieber auf.“ Und er erzählte von seinem Besuch heute bei dem verhassten Vormund. „Ja, denn weiß ich nicht, was jetzt aus dir werden soll, Tidi!“ sagte Tidi hoffnungslos. Schweigend saßen die Geschwister Hand in Hand da. Widu zu ihren Füßen winselte leise. Mit Tidis Kraft war es vorbei; die Tränen liefen ihm über das Gesicht und er schmiegte sich hilflos an die Schwester, die sich auch nicht besser zu helfen wußte, als mitzuweinen. Müde, hungrig und traurig lehnte Tidi sich an die Schwester, aber nach einer Weile wurde das Schluchzen leiser. Sein lediger Jungensmut kam wieder.

Trotzig lächelnd legte er den Arm um die Schwester. „Wein' man nich, Tidi, ich bin nich bange und will wohl schon was finden. Ich gehe auf die Marsch als Hütejunge oder sowas. Ich finde ganz bestimmt was. Ich muß bloß Geld und was zu essen haben. Das mußt du mir geben.“ So zuversichtlich und fest klangen seine Worte, daß Tidi sich von der Zuberficht anstecken ließ. Sie trocknete ihre Tränen und fuhr Tidi mütterlich übers Haar. „Bist doch'n feinen Jung, Tidi,“ sagte sie zärtlich. „Und was zu essen und Geld sollst du haben und diese Nacht kannst du in der abgebrannten Scheune schlafen, wenn du morgen ganz früh weggehst.“

Tidi war wieder ganz oben auf. Aller Kummer war vergessen. Abenteuer lockten. Er schlich sich, nachdem er sich innig von der Schwester verabschiedet hatte, unter ihr Fenster und wartete geduldig, bis sie ihm leise ein verheißungsvolles Päckchen ins Dunkel herausreichte. Noch ein paar hastig geflüsterte Abschiedsworte, dann wurde das Fenster vorsichtig geschlossen und Tidi schlich sich behutsam in die Scheune. Es fand sich nach einigem Suchen unter den verkokelten Trümmern noch ein geschütztes Plätzchen. Da ließ Tidi sich nieder und befühlte mehr als er besah, in Anbetracht der Dunkelheit, seine Schätze. Voller Eifer stürzte er sich auf die lange Mettwurst und das Stück Schinken, das Brot und die Eier, die Tidi sorgfältig eingepackt hatte. Keine Wäsche und helle Schuhe machten ihn froh und glücklich, und todmüde von allem Erlebten streckte er sich in dem engen Scheunwinkel zum festen, traumlosen Kinderschlaf aus.

Als er am nächsten Morgen erwachte, kriegte er einen schönen Schreck, denn es war helllichter Tag und draußen klangen Schritte und Stimmen. Vorsichtig lugte er aus seinem Winkel hervor, fuhr aber schleunigst mit dem Kopf zurück, denn, von starken Trägern getragen, schwanke Engels schmaler Sarg seiner letzten Ruhestätte zu. Da gingen mit stillen, ernsten Gesichtern der Bauer und seine Frau, dahinter Johann und die Nachbarn, und zuletzt, mit Lehrer Zimmermann an der Spitze, die Schulkinder. Langsam bewegte

sich der Zug zum Hause hinaus. Die sahle Februarsonne warf matten Schein auf das Trauergesolge, wie es allmählich hinter dem Nachbarhof verschwand. Nun war das Haus leer, Tidi konnte gehen. Aber es war, als hielte ihn etwas auf dem stillen Hofe fest, als fühle er Engels leichte Hand. Er war aus seinem Versteck hervorgetreten und stand nun vor der kahlen, häßlichen Brandstätte. Tod und öde sah ihn das Wohnhaus an, mit hängenden Ohren sah Widu auf der Schwelle und wedelte nur matt mit dem Schwanz, als Tidi ihn anrief. Jetzt klangen vom Kirchhof her die Kinderstimmen klar und rein durch die frostige, graue Luft:

„Jesus, meine Zuberficht!“ —

Halblaut sang Tidi mit. Aber dann gab er sich einen Ruck, es war höchste Zeit, daß er fortging, sonst würde er überrascht. Rasch nahm er sein Bündel, und ohne sich umzusehen, verließ er den Dedeschen Hof.

## VII.

„Guten Abend, lieber Bagts.“ „Guten Abend, Herr Wachtmeister, wen sperren Sie denn da noch heute abend ein?“ Der Wachtmeister Viets fuhr sich mit dem Taschentuch über den kahlen, runden Kopf, den er bekümmert schüttelte. „Ein nettes kleines Fräulein, Herr Pastor, erst 13 Jahre alt und schon Brandstifter, Dieb, Stromer. Herr Lehrer Bagts meint ja allerdings, er wäre man halb so schlimm und ich brauchte ihn hier nicht einzuschließen, sondern könnte ihn mit ins Schulhaus geben. Aber trau der Teufel diesen Bengels. Ich tu's nicht.“

Lehrer Bagts rückte zagend die Brille vor den gutmütigen hellblauen Augen und sog heftig an der kurzen Pfeife. „Wirklich, Herr Pastor, der Bengel ist kein Verbrecher! Sie sollten sich ihn mal angucken, dann würden Sie mir gewiß beistehen. Er hat mir eben seine Geschichte erzählt. Danach ist er wohl ein Brandstifter, aber nur aus Leichtsinne und nicht aus Schlechtigkeit.“ „So, und wie ist's mit dem Diebstahl?“ fragte der Wachtmeister und fuhr sich mit dem Finger zwischen Hals und Krage. „Hat er sich nach der Brandstiftung nicht am Hamburger Hafen rumgetrieben und ist zerkumpt und halb verhungert nachts zum Bauern gegangen und hat sich Wurst, Butter, Brot, Schinken und Eier geholt?“ Seine tiefe Stimme grollte vor Empörung. „Aus Hunger, Herr Wachtmeister, aus Hunger tat er es, aber nicht aus Schlechtigkeit!“ meinte der kleine Lehrer besänftigend. „Er hat es mir erzählt.“

Aber der Wachtmeister wollte sich nicht beruhigen lassen. „Na und dann? Dann hat der Bengel sich durchgebettelt und gestohlen. Erst durch Rehdingen und nun hier im Alten Land,“ kollerte er. Nun ereiferte sich auch der kleine Lehrer. „Arbeiten wollte er als Hütejunge oder sonst was. Aber er fand nichts als unfreundliche Worte und verschlossene Hände und Türen. Und wenn er nicht verhungern wollte, da mußte er schon hin und wieder stehlen.“ „Mußte stehlen? — Mußte —?“ Die Stimme des Wachtmeisters kippete um vor Verachtung. „Da gibt es kein Muß, Herr Lehrer! Das bringen Sie Ihren Kindern man in der Schule lieber schon bei.“

Besänftigend fiel der Pastor dem erzürnten Hüter der öffentlichen Ordnung ins Wort.

„Ganz recht, mein lieber Viets, ganz recht! Aber was wird denn nun mit dem Missetäter werden?“

„Nach Haus, Herr Pastor. Vor Gericht braucht er mit seinen 13 Jahren noch nicht. Aber in Fürsorgeerziehung gehört so'n Bursche!“

Lehrer Bagts schüttelte bekümmert den Kopf und der Pastor fragte, ob er den Sünder einmal sehen könnte. Bereitwillig schloß der Wachtmeister das Sprihenhaus auf und in dem trüben Licht des frühen Märzabends sah Tidi scheu wie ein Häufchen Unglück auf einer Wassertonne, zerkumpt, schmutzig und gleichgültig da. „Komm mal her, Bengel,“ donnerte der Wachtmeister mit Stentorstimme. Langsam drehte Tidi den blonden Kopf und richtete lebend die großen,

blauen Augen erst auf den kleinen Lehrer, dann auf den hagern Pastor und zuletzt auf den dicken, roten Wachtmeister. „Na, steh' mal auf, Dhsen,“ sagte er, und seine Stimme klang merklich sanfter.

Langsam kam Fidi näher zum Pastor, der ihn freundlich zu sich winkte und ihm die Hand beruhigend auf die zerzausten langen blonden Haare legte. „Gud' mich mal an, mein Jung,“ sagte er ermunternd. „Wir meinen es gut mit dir. Hast du keine Eltern?“ Fidi schluchzte und schniefte bloß ein „Nein“. „Und wer ist dein Vormund?“ „Mein Onkel. Aber der ist immer voll und darum mag ich nicht bei ihm sein und da wußte ich nicht, wo ich hin sollte.“ Langsam liefen ihm zwei dicke Tränen über die schmutzigen Backen.

Der Pastor wiegte den Kopf. Der Lehrer rückte an der Brille und der Wachtmeister räusperte sich. „Ich glaube, Herr Wachtmeister, wir wollen dem Jungen mal Vertrauen schenken und ihn Herrn Wags für die Nacht mit ins Schulhaus geben. Können wir das ruhig tun, Dhsen?“ fragte der Pastor und sah Fidi ernst in die Augen. „Ja, Herr Pastor,“ sagte Fidi und es klang wie ein Gelöbniß. Fragend sah der Pastor den Wachtmeister an. „Meintswegen,“ brummte der barsch. „Sie haften mir für den Bengel, Herr Lehrer!“  
(Fortsetzung folgt.)

### Das Gespenst der Hungersnot.

Deutlich vernehmbar klopft es heute an die Tür des deutschen Hauses. Wer daran zweifelt, der werfe den Blick in eine beliebige Stadt in Deutschland, nicht in die glänzenden Straßen und üppigen Schaufensterauslagen, nicht ins Café und Luxusrestaurant, wo satte, laute Menschen sich drängen — das alles ist täuschender Schein — nein dahin, wo die deutschen Menschen zu Hause sind, in die Familien, in die Wohnungen der kleinen Beamten und Gewerbetreibenden, der Schriftsteller und Künstler, der Pensionäre und Rentner, des ganzen Mittelstandes, weite Kreise der Arbeiterschaft eingeschlossen. Hier ist Schmalhans schon lange buchstäblich mit dem Untergang. Damit ist kein Wort zu viel gesagt. Schon heute gibt es nicht wenige Menschen in Deutschland, die mit einem Monatseinkommen von 100 oder 200 Mark einen langsamen Hungertod sterben. Und unaufhaltsam, immer weitere Schichten ergreifend, schreitet der Prozeß wirtschaftlicher Verelendung weiter.

Der Hauptschuldige ist der Vernichtungswille der Feinde, der Vertrag von Versailles, der nach dem Wort eines Ausländers die noch ungeborenen deutschen Kinder im Mutterleib tötet, der wie ein Bleigewicht das deutsche Volk und mit ihm die Kultur Europas in den Abgrund zu ziehen droht. Diese Fessel zu lösen wird nur ein Volk imstande sein, in dem sich der Wille zu wahrer Volksgemeinschaft über alle trennenden Schranken der Partei, Klasse und Konfession siegreich erhebt.

Was ist zu tun? Wenn der deutsche Acker wieder die volle Ertragsfähigkeit der Friedenszeit erreicht hätte, wäre die Möglichkeit einer Selbstversorgung Deutschlands mit Brot, obwohl wichtige Gebiete im Osten weggefallen sind, denkbar. Das ist aber noch bei weitem nicht der Fall, obwohl die Statistik eine wesentliche Verbesserung des durch den Krieg hervorgerufenen Tiefstandes der Produktion aufweist. Es werden noch Jahre vergehen, bis der Mangel an künstlichen Düngemitteln, die zudem auch eine ungeheure Verteuerung erfahren haben, gehoben und damit die Ertragsfähigkeit des Bodens wieder auf den früheren Stand gebracht ist. Allerdings ein Weg wäre da, die Brotversorgung Deutschlands besser zu gestalten. Es müßte weniger Getreide für Bier und Schnaps verbraucht werden. Aber der Deutsche hat es nicht länger ausgehalten. Erst mit der Herstellung des Vollbiers und des Starkbiers hat er wieder die Höhe seines Daseins erreicht! Der badische Arbeitsminister hat kürzlich mitgeteilt, daß im letzten

Jahr in Deutschland 22 Millionen Zentner Getreide für Bier und Schnaps verbraucht worden sind. Daß außerdem 25 Millionen Zentner Kartoffeln, die heute auch bitter nötig wären, verwendet wurden, sei nebenbei bemerkt. Die Ernährung Deutschlands würde mit einem Schlag eine bessere sein, wenn das deutsche Volk zu jener heldenhaften Tat sich aufraffen könnte, die ein reiches Land wie die Vereinigten Staaten vollbracht haben: das Verbot jeder Alkoholverzehrung und jedes Alkoholausschanks. Auch in England ist, wie im englischen Parlament mitgeteilt wurde, der Alkoholverbrauch sowohl in Bier als in Branntwein sehr stark zurückgegangen. Und Deutschland? Was es dafür ausgibt, würde seiner Ernährung zugute kommen und allen Mangel heben. Man braucht kein Abstinenzfanatiker zu sein, um in der außerordentlichen Notlage, in der die Ernährung des deutschen Volkes sich befindet, die Rechtfertigung für eine solche Maßnahme zu finden. Zum mindesten aber ist es eine Verfündigung an der Volksgesundheit, wenn in derselben Zeit, in der das Brot in Deutschland mangelt und zu ungeheuerlichen Preisen Getreide im Ausland gekauft werden muß, die Bier- und die Schnapsindustrie wieder mehr Getreide verbrauchen dürfen.

Schlimmer noch als mit dem Brot, steht es mit dem Fleisch. Das Pfund kostet heute zwischen 50 und 60 Mk. Das ist das 70—80fache des Friedenspreises. Große Schichten der Bevölkerung, vor allem der Mittelstand, essen heute nur noch am Sonntag Fleisch. Steigt der Fleischpreis weiter, dann wird für sie der Fleischkonsum eine seltene Ausnahme werden, und zwar gerade für die Schichten, die früher das Rückgrat der wirtschaftlichen und geistigen Kultur in Deutschland gebildet haben. Auch in den Arbeiterschichten, wo man immer noch erheblich eher in der Lage ist, Fleisch zu kaufen, als in den Kreisen der Geistesarbeiter, wird naturgemäß der Fleischkonsum trotz allen hohen Löhnen ebenfalls eingeschränkt.

Ein ganz düsteres Kapitel ist der Zucker. Während des Kriegs hat die Zuckerproduktion außerordentlich abgenommen. Sie hat sich aber wieder ganz erheblich gehoben. Sie sollte, wie man meinen sollte, heute genügen, um wenigstens wieder den Bedarf des Volkes selbst zu decken. Wo kommt der Zucker hin? Entweder ist er ins Ausland verschoben worden und kehrt als teurer Auslandszucker nach Deutschland zurück, oder er wird zurückgehalten, oder er wird für andere Zwecke verwendet. 3 1/2 Millionen Zentner Zucker sind in Deutschland im verflossenen Jahr in Alkohol umgewandelt worden! Wieviel auf dem ungesegneten Weg der Schwarzbrennerei, die namentlich in Mittelbaden floriert, entzieht sich der Kenntnis. Der Aufstand der Likör-, Schokoladen- und Bonbonsfabriken an Zucker ist ins Ungeheure gestiegen. Sie sind in der Lage, jeden Preis zu zahlen. Denn der Konsum dieser Artikel ist leider in Deutschland nicht minder stark gewachsen, mögen sie noch so teuer sein.

Die Teuerung erstreckt sich auf das ganze Gebiet der Volksernährung. Die üblen Folgen für die Volksgesundheit liegen auf der Hand. Der erschreckenden Abnahme des Fleischkonsums läuft seit dem großen Steigen des Brotpreises parallel eine Abnahme des Brotkonsums, die noch viel stärker einsehen wird, wenn erst die neuen Brotpreise kommen. Unterernährung und Entkräftigung werden die Wirkungen der Teuerung sein. Nicht alle Schichten leiden darunter gleichmäßig. Die Arbeiter können vermittelst der Macht ihrer Organisationen sich immer wieder höhere Löhne sichern. Die Beamten betreten denselben Weg. Der Staat hilft, freilich, bis alles soweit ist, gewöhnlich mit dem Erfolg, daß die neuen Zulagen durch die neue Teuerungswelle bereits wieder überholt sind. Ueber 50 Milliarden Mark erforderte die Revision des Gehaltstarifs von diesem Frühjahr. Bereits schweben neue Unterhandlungen über neue Erhöhungen! Sie sind durchaus berechtigt. Denn die Teuerung ist seitdem beträchtlich größer geworden. Sie

schreitet von Woche zu Woche weiter fort. Wird Beamten und Arbeitern noch einigermaßen geholfen, so sind doch ganz übel dran die ungezählten Existenzen des kleinen Mittelstandes, die gebildeten Kreise, freien Berufe, Kleinrentner usw. Im Vergleich zu ihnen ist der Arbeiter und Beamte in Deutschland wie ein Fürst gestellt. Was aus diesen Schichten werden soll und womit sie ihr Dasein fristen, ist ein Rätsel. Das Los ganzer Schichten in Deutschland ist heute eine Tragödie. Sie werden zermalmt von den Rädern eines ungeheuren Schicksals. Sie versinken in den Tiefen der Verelendung.

Die Teuerung ist die größte Gefahr, die dem deutschen Staat und seiner Existenz droht. Er steht ihr ohnmächtig gegenüber, ebenso auch der tief eingerissenen Gier nach Genuß und nach Geld, die in Deutschland umgeht, die zu gleicher Zeit aufhäuft und schwelgt, während daneben Tausende entbehren und Mangel leiden am Nötigsten. Trotz allen Wucherersehen und scharfen Urteilen haben wir eine ungeheure Auswucherung des Volkes in Deutschland. Fleisch und Brot werden unerschwinglich. Gleichzeitig aber steigt die Einfuhr teurer Schnäpfe und Tabake und Parfümerien aus dem Ausland, daß es eine Schande ist. Es fehlt dem Staat an der Kraft und Macht, gründlich durchzuführen, weil ihm der Rückhalt an der moralischen Kraft des Volkes fehlt. Auch die Teuerung in Deutschland ist zu einem wesentlichen Teil und im Grunde eine sittliche Frage, eine Frage der sittlichen Erneuerung, der Genesung aus der Erkrankung, die der Krieg und die Revolution an Moral und Gewissen verursacht haben.

### Was geht in Rußland vor?

Der Missionenbund zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens versendet ein von einem Kenner der Verhältnisse verfaßtes Büchlein über Rußlands Heimsuchung, dem wir folgende, unsere Leser gewiß auch tief ergreifende Zeilen entnehmen:

... So folgte die zweite Revolution und führte folgerichtig zum Bolschewismus, d. h. zu dem Versuch, möglichst vollkommen das berühmte „kommunistische Manifest von Marx“ durchzuführen. Während dreier Jahre hat Gott den Menschen in Rußland Gelegenheit gegeben, diese Pläne und Gedanken zur Beglückung der Menschheit zu verwirklichen. Das Ergebnis ist eine Katastrophe, wie sie die Welt seit der Sintflut kaum erlebt hat. Friede, Freiheit und Brot war die Verheißung, und die Erfüllung? Statt des Friedens ewiger Krieg aller gegen alle; statt der Freiheit unerträgliche Knechtschaft, da der Mensch nicht mehr Mensch, sondern nur noch Nummer und Maschine ist; statt des Brotes eine entsetzliche Hungersnot, die ein ganzes Volk mit dem Untergang bedroht. Rußland, dieses reiche Land, ist zur Wüste geworden und das russische Volk, dessen ganze Geschichte eine Kette von Leiden ist unter dem Tartarenjoch, der Leibeigenschaft und dem zaristischen Despotismus, muß nun auch diese Sturmflut von Leiden über sich ergehen lassen und duldet sie mit staunenswerter Geduld und Demut. Das ist der Dienst Rußlands für die übrige Menschheit. Der Beweis ist erbracht, daß der Kommunismus auf dieser Erde des Glückes Traum und Wahn ist.

Nun aber scheint auch das Maß der Leiden Rußlands voll zu sein und die Erlösungstunde zu schlagen. Gott hat nicht Gedanken des Leidens, sondern des Friedens mit den Menschen. Schließlich wendet sich aller Jammer. Er sendet nie eine Katastrophe, ohne daß er die Werkzeuge der Rettung schon vorbereitet hätte. Ehe die große Hungersnot über Ägypten hereinbrach, von der das erste Buch der Bibel uns erzählt, sandte er schon in Joseph das Organ der Rettung voraus. Gelobt sei er, daß wir auch in Rußland bereits etwas sehen dürfen von der Wahrheit des Wortes Gottes: Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch mächtiger geworden. Parallel mit dem gelenden Hungerschrei nach Brot geht ein ebenso elementarer

Hunger nach dem Evangelium. Ein nie dagewesenes Suchen und Sehnen nach Gott hat große Teile des russischen Volkes ergriffen.

Daß es gerade die Ukraine, der Kaukasus und Sibirien sind, wo eine solche Geistesbewegung beginnen konnte, ist nicht von ungefähr, sondern läßt uns ein göttliches Geheiß erkennen, nach dem nur dort auf Ernte zu hoffen ist, wo einmal gesät wurde. Hier auf diesem durch Leid so tief gepflückten Ackerboden geht jetzt eine Saat auf und trägt hundertsältige Frucht, die im vorigen Jahrhundert unter Stürmen der Verfolgung in den Boden gesät und mit vieler Tränen und Blut begossen ist.

Seit dem Tage, da Gott Alexander I. den Gedanken ins Herz gab, dem russischen Volke die Bibel in seiner Sprache zu schenken und ihm dadurch den Weg zu den Lebensquellen des Evangeliums zu eröffnen, ist hier in aller Stille Sämnersarbeit getan. Agenten der Bibelgesellschaft, Pfarrer und Brüder gläubiger lutherischer, menonitischer und baptistischer Kreise in den deutschen Kolonien des Südens, schließlich jene herrlichen Männer des Glaubens aus den höchsten Gesellschaftskreisen waren die Sämner. Schwere Stürme sind über die junge Gottespflanzung dahingebraust. Immer wieder hat die Kirche den Staat zur Hilfe gerufen gegen den Stundismus, indem sie ihn als politisch-revolutionäre Bewegung zu verdächtigen suchte. Zu Tausenden und Abertausenden sind unsere Brüder ins Gefängnis geworfen, nach Sibirien verschickt, haben in Strafbergwerken geschmachtet, wurden von Weib und Kind getrennt, ja, mußten blutenden Herzens mit ansehen, wie die Kinder ihnen entrissen und „Rechtgläubigen“ in Zwangserziehung gegeben wurden. Sie blieben treu und achteten die zeitlichen Leiden nicht wert der Herrlichkeit, die ihrer Treue winkte. Erreicht hat die Regierung ihr Ziel nicht. Wohl konnte sie die Bewegung zeit- und stellenweise unterdrücken, schließlich hat sie doch mithelfen müssen, Gottes Absichten zu verwirklichen. Wohl konnte man unseren Brüdern alles nehmen, ihre Glaubenskraft war unentwäglich und wohin sie kamen, verkündeten sie, was Gott an ihrer Seele getan hatte.

Die erste Revolution 1905 zwang den Zarismus zu allerlei Zugeständnissen an das Volk, das erste Manifest proklamierte die Gewissensfreiheit. Aber bald bekamen die Männer wieder die Oberhand, die zu allen Zeiten aus den göttlichen Lehren der Weltgeschichte nie etwas gelernt haben. Eine Freiheit nach der andern wurde durch sogenannte „ministerielle Erläuterungen“ zusehends erläutert. Ja, während des Weltkrieges haben Kirche und Staat noch einmal den Versuch gemacht, mit allem deutschen Wesen auch die „deutsche Sektiererei“ auszurotten. Zu Hunderten wurden unsere Brüder, namentlich die Führer der Bewegung nach Sibirien verbannt, die Versammlungen geschlossen, Predigt und Literatur verboten.

Aber Gottes Wort ist nicht zu binden. Als Gegenschlag folgte die zweite Revolution, und der alte Staat brach zusammen. Hatte er doch das Salz der russischen Erde lange genug gewaltsam unterdrückt. Mit Tränen des Jubels und des Dankes lehrten die Befangenen Zions zurück und machten sich daran die Zeit auszukäufen. Und der Herr bekennt sich zu ihrem Dienst. Die Nachrichten, die aus dem Osten zu uns kommen, grenzen ans Wunderbare. In dem einen Scharlo-Gouvernement allein sind im letzten Jahre 500 Gemeinden entstanden. An manchen Sonntagen bezeugen Tausende an einem Ort, daß sie mit dem alten Wesen gebrochen haben und nun ein neues Leben in Christus beginnen wollen. Große Dörfer sind in Sibirien bis auf den letzten Bewohner zu der evangelischen Bewegung übergegangen. (Da ist auch ein gut Teil von der Saat aufgegangen, welche durch Verteilung von Testamenten an die russischen Kriegsgefangenen geschehen ist. D. Red.)

Jedoch wo Gott am Werk ist, da ist auch der Satan nicht müßig. Droht dem russischen Volke der Untergang

durch den leiblichen Hunger, so bemüht er sich, durch eine geistige Hungerblockade das Volk Gottes daselbst zu vernichten. Wir bekommen erschütternde Nachrichten über den fast völligen Mangel an Bibeln und christlicher Literatur. Ganze Gemeinden besitzen nur ein Exemplar der Heiligen Schrift, nur ein Liederbuch, von anderer Literatur ganz zu schweigen. Der Druck der Bibel war unter der alten Regierung ein Monopol des Staates genau so wie der Handel mit Branntwein und mit Tabak. Der heutige Staat hat aber weder Interesse noch überhaupt Papier für Bibeln und christliche Literatur. Die Bewegung aber ist auf mehrere Millionen angewachsen. Einer unserer Mitarbeiter, der Ende vorigen Jahres aus Sibirien zurückkehrte, erzählte uns, daß ein russischer Bauer für ein Neues Testament ein Schaf, 100 Pfund Mehl und einen großen Kupferkessel gegeben habe. Einem andern war eine Bibel zwei Pferde wert. Was das bedeutet in einem Lande, wo das Papiergeld überhaupt keinen Wert hat, nur Lebensmittel noch geschätzt werden können und zudem der Hunger herrscht, das können wir uns schwer vorstellen.

Darum, wo jetzt viele Hände sich regen, Rußland zu helfen, um dieses große Volk vor dem Hungertode zu retten, da dürfen die gläubigen Christen die Hände nicht in den Schoß legen. Es gilt eine der schönsten und zukunftsreichsten Bewegungen in der Geschichte des Reiches Gottes zu retten und zu stärken!

### Aus Welt und Zeit. 31. Juli 1922.

Viel verhandelt und gestritten wurde in den letzten Tagen über das Gesetz zum Schutze der Republik und dessen Nichtannahme durch Bayern. Wenn ein Reichsgesetz erlassen wird, muß sich das Reich, d. i. die einzelnen Länder desselben, dem fügen. Warum aber will Bayern nichts davon wissen? Es sagt, das Gesetz sei eine Ungerechtigkeit gegen die gesamte Rechte. Ist's auch! Es gehe über die Hoheitsrechte der einzelnen Länder hinweg. Sicherlich! Es sei ein Eingriff in ihre Justiz- und Polizeihohheit und widerspreche darum der Weimarer Verfassung. Ohne Zweifel! Es werde aber die Reichsgemeinschaft nicht aus dem Auge verlieren und Reichstreue bewahren. Aber das habe schließlich auch seine Grenzen. Wir können den Standpunkt Bayerns durchaus verstehen. Das ist noch lange kein Treubruch Bayerns, wie man gesagt. Wir könnten den Standpunkt des Reiches, auf konsequenter Durchführung des Gesetzes zu beharren, auch verstehen, wenn es sich wirklich um ein Gesetz handeln würde, wovon der Bestand des Reiches abhängen würde. Das ist aber keineswegs der Fall. Auch ohne das Gesetz wird, wie die vier Jahre her auch, die Republik weiter bestehen und es ist geradezu lächerlich, die Angst mit anzusehen, daß sie zerbrechen könnte, wenn ein republikanischer Minister ermordet worden ist. Es ist überhaupt vertwerflich, Angstpolitik zu treiben. Es gilt vielleicht in gewissem Sinne auch in politischer Beziehung, was Jesus gesagt: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“. Man handle nach seinem Gewissen und lasse die Angst fahren. Warum soll nicht auch einmal die Reichsregierung zugeben, daß sie Fehler gemacht hat? Ueberall werden solche gemacht. Neulich waren die Staatspräsidenten der drei südwestdeutschen Länder beisammen und haben sich gemeinsam über ihre Stellung zur Reichsregierung ausgesprochen. Auch bei uns in Baden sind Töne starker Mißstimmung nach Berlin gewandert. Mit Schärfe hat sogar einer erklärt — es war kein Deutsch-Nationaler —, das Reichsministerium sei von Gott und allen guten Geistern verlassen und die politischen Wirkungen der beständigen Zentralisierungsbestrebungen könnten dahin führen, das Reich aufzulösen. Eine starke Mißstimmung war auch dagegen laut geworden, daß man den alten bekannten Namen: badische Eisenbahngeneraldirektion in Reichsbahndirektion Karlsruhe umwandeln will. Man soll doch auch etwas

psychologisch denken lernen und alles zu vermeiden suchen, was reichsverdröffen machen könnte. Gewiß, wir müssen mehr denn je national durchaus geschlossen in der Welt dastehen und wäre es nur gegenüber den stets erneuten Drohungen der Feinde und unerträglichen Zumutungen, aber das muß von innen heraus kommen. Die innere gemeinsame Front herzustellen, das muß zurzeit jedes wahren Volksfreundes tiefes politisches Anliegen sein.

Angst sollen wir nicht haben. Aber doch vor dem Zorne Gottes uns fürchten. Da und dort vollziehen sich Gottesgerichte, die uns zu denken geben. Hochwasserkatastrophe in Vorarlberg, die viel Unheil anrichtete und den Bodensee sehr steigen ließ; Cholerafälle in Rumänien. Gott bewahre uns vor Seuchen! Eisenbahnunglück bei London, Touristenunglück auf der Zugspitze; denen, die in diesen Wochen die hohen Berge besteigen, eine ernste Warnung; Explosionen u. a. Ereignisse mehr zeigen uns, daß zwischen uns und dem Tode nur ein Schritt ist. Unser Leben steht in Gottes Hand. Unsere Haare auf dem Haupte sind gezählt, darum keine Angst. Aber Angst sollte haben der Doppelraubmörder Stefert, nämlich Angst vor dem Zorne Gottes. Wir haben gelesen, daß er am 29. Juli nunmehr enthauptet worden, nachdem das bad. Staatsministerium sein Begnadigungsgesuch nicht erfüllen konnte. Er hatte immer noch nicht gestanden; er tat es auch nicht vor dem Augenblicke seines Todes. Seine nächsten Verwandten hatten ihn noch vorher besucht, er hatte noch einige Briefe geschrieben; der evang. Geistliche hatte ihn mehrmals besucht und ihm noch ein Kreuzifix im Auftrage der obersten Kirchenbehörde übergeben. Stefert nahm das Kreuz in die Hand und sprach: „So wie dieser hier unschuldig am Kreuze gestorben ist, so sterbe auch ich unschuldig.“ Dann fiel sein Kopf. Uns schaudert! So tief kann ein Mensch sinken; so verstockt einer werden; so gotteslästerlich reden! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Unsere Aufgabe und unser Recht ist es nicht, ihr zu verdammen. — Und nun Gott befohlen, erhole Dich gut, wenn Du Gelegenheit hast, einige Tage Dich auszuspannen. Dein Körper erstarke wieder, aber auch Deine Seele. Die muß viel Staub aushalten im Laufe des Alltags und braucht auch einmal tiefgründige Stille. F. A.

### Kirche und Mission.

Sonntag, den 9. Juli, wurde das Landesmissionsfest in Mannheim gefeiert. Vormittags waren Missionsgottesdienste, Kindermissionsgottesdienste, Missionskristenlehren in 10 Kirchen der Stadt, von zehn Missionaren gehalten (Reef, Müller, Lohf, Rottmann, Kammerer, Mayer, Ebert, Schweikart, Bernius, Bellon). Den Hauptgottesdienst in der Trinitatiskirche vorn. 10 Uhr hielt Missionsinspektor D. Würz von Basel. Die eigentliche Festfeier fand, nachmittags  $\frac{1}{3}$  Uhr beginnend, in der Trinitatiskirche statt. Kirchenrat Achnich begrüßte im Namen und Auftrag der Oberkirchenbehörde mit herzlichsten Worten die Festgemeinde. Er erinnerte an die Mission der Brüdergemeine, die in diesen Tagen das zweihundertjährjubiläum ihres Bestehens gefeiert hat. Die Festpredigt hielt Inspektor Lohf von Pforzheim, selbst einst ein Missionar, kräftig und eindringlich. Das Wort Sach. 4, 6 („Nicht durch Heer und Kraft, sondern durch meinen Geist soll's geschehen, spricht der Herr Zebaoth“) wandte er auf die schwierige Lage unseres Volkes und der Mission an. Nur durch Gottes Geist kann die Rettung geschehen. Missionsinspektor D. Würz wußte das Missionswerk der Gemeinde recht groß und wichtig zu machen. „Darum, weil wir ein solch Amt haben, nach dem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“ (2. Kor. 4, 1), sagt Paulus, der Apostel. So muß es aber auch bei uns heißen. Pflicht und Recht haben wir, Mission zu treiben. Die Kraft gibt der Herr, durch den uns Barmherzigkeit widerfuhr. Die Aufgaben sind groß; Widersacher genug sind da und Schwierigkeiten. Sie müssen und können überwunden werden. Die Deutschen haben in der Mission eine besondere Aufgabe. Darum haben wir noch Mission, treiben noch Mission und bleiben bei der Mission. Desan Hauf von Spöck erstattete den Rechenschaftsbericht über die heimatische Missionsarbeit im Jahre 1921. Die Einnahmen beliefen sich auf rund  $\frac{1}{2}$  Million Mark. Wenn's nur Goldmark wären! Die Zunahme gegen das Vorjahr beträgt immerhin gegen 200 000 Mk., woran alle 28 Bezirke beteiligt sind. Die gewöhnlichen Einnahmen sind von 210 000 Mk. auf 342 000 Mk. gestiegen, die Konfirmationsgabe von 6 000 auf 10 000, die Halbbagelkollekte von 91 000 auf 142 000 Mk. Dreißig Gemeinden, darunter 9 Stadtgemeinden haben Konfirmationsgaben von über 100 Mk. Die größte Konfirmanten-

gabe unter den Stadtgemeinden hat Pforzheim mit 470, unter den Landgemeinden Sandhausen mit 400 Mk. Nicht weniger als 130 Gemeinden haben eine Missionsgabe von 1 Mk. und mehr auf den Kopf. Unter den 28 Bezirken stehen 10 über dem Durchschnitt des Landes (60 Pf. auf den Kopf), Karlsruhe Land mit 1,91 Mk. auf den Kopf an der Spitze. Immer mehr verbreiten sich die Dankesopferbüchsen; Meissenheim hatte die höchste Dankesopferbüchsendgabe (3132 Mk.). Bezirksmissionsfeste hatten 21 von 28 Bezirken; Ortsmissionsfeste waren in Ruffbaum, Ruffheim, Schoppsheim. Das Missionsfest in der Heidelberger Kapelle ist wie ein Bezirksmissionsfest geworden. Für das Rotorboot in Borneo, „unser Missionschiff“, wurde fleißig gesammelt. Die Basler Missionsblätter, der Heidenfreund für Kinder (1 Mk. jährlich), der Heidenbote (6 Mk. jährlich) und das Missionsmagazin (12 Mk. jährlich) sollten noch fleißiger gelesen werden. Missionar Mayer schloß die Festfeier mit Gebet. — Am Abend war eine wohlbesuchte Nachfeier in der Trinitatiskirche. Nach warmen Begrüßungsworten, die im Namen der Gemeinde Stadtpfarrer Krenz von Mannheim entbot, sprachen anschaulich und fesselnd die Missionare Kegel (China), Bellon (Goldküste) und Mez (Indien). Kegel schärfte die Missionspflicht ein, zu wissen, so lange es Tag ist, Bellon redete davon, daß das, was Gott uns gab, festgehalten werden müsse; sie tun's draußen, so müssen wir's auch daheim tun („Salte, was du hast“), und Mez führte uns lebhaft vor Augen, wie Gott uns gesiegt hat, lebende Frucht zu bringen: alles an der Geschichte der Mission aus Selbsterlebtem illustrierend. — Die Missionskonferenz am Vormittag des folgenden Tages verlief sehr schön. Stadtpfarrer Diemer leitete kurz und kräftig ein, Missionsinspektor D. Würz sprach über das Thema: „Kann ein altes Werk wieder jung werden?“ (Zurück zur ersten Liebe! Hinein ins Wort! Heraus aus der Selbstsucht! Heran an die neuen Aufgaben der neuen Zeit! Alles unter Jesu Kreuz!) Das war geistvoll und überzeugend. Missionar Mayer berichtete sehr interessant über das Basler Fest und Kirchenrat Kuhn schloß mit Gebet. — Die Kollekte am Sonntag nachmittag und Sonntag abend betrug 5700 Mk., am Vormittag allein in der Trinitatiskirche 2460 Mk.

Reihe Segenstage wurden den Gemeinden Ruffbaum und Sprantal vom 30. Juni bis zum 9. Juli durch die Selbmissionen juteil, deren Leiter es verstanden, die Hörer in herzandringer Weise von unseren lieblichen Waldehöhen zu den ewigen Höhen des Himmelreichs hinauf zu heben. Selbst aus entfernterer Nachbarschaft von Heidelberg und Münzheim, Großvillars sah man Zuhörer im Zeit. Große Freude hatten auch die Kinder an der Selbmissionsschule. Wir sind gewiß, daß der ausgestreute Same auf manchen empfänglichen Herzensboden gefallen ist, und das ausgesandte Gotteswort nicht leer zurückkommt. Möge Gottes Segen auf dem Feld auch bei seiner weiteren Wanderung ruhen!

Evangelisation in Anstalten. Gelegentlich der von Evangelist E. Lange aus Heidelberg in Bogelbach und Rarzell vom 14. bis 28. Mai veranstalteten Evangelisation wurde der Versuch gemacht, auch in den Lungenheilstätten Friedrichsheim und Luisenheim zu evangelisieren. Es zeigte sich, daß auch da rege Teilnahme zu finden war, und die Zuhörer für die Darbietung des Evangeliums in der anfassenden, klaren und gehaltvollen Weise, wie es durch den Evangelisten geschah, dankbar waren. Solch ein gefegneter Versuch sollte anspornen, auch in anderen großen Anstalten zu evangelisieren.

Um sein 77. Jahresfest zu begehen, kehrte der Gustav-Adolf-Verein am 9. und 10. Juli in dem freundlichen Amtstädtchen des Baulandes, in Bogberg, ein. Alle Hände hatten sich fleißig bemüht, die Festorte Bogberg und Wölschingen festlich zu schmücken. Tannengewinde über den Straßen und an den Häusern, wehende Fahnen überall. In jeder Gemeinde des Kirchenbezirks Bogberg predigten am Vormittag Gustav-Adolf-Prediger, denn die als ehrwürdiges Kunstdenkmal aus alter Johannerzeit berühmte Wölschinger Kirche hätte nicht Festgäste aus allen Gemeinden in sich aufnehmen können. Ihr Inneres war unter der sachkundigen Leitung von Bürgermeister Volk-Wölschingen in künstlicher Weise in einen Blumentempel gewandelt. Bis zum letzten Plätzelein war das Gotteshaus gefüllt. Ein eigens für das Fest zusammengestellter Männerchor Bogberg-Wölschingen, von Hauptl. Amend geleitet, beginnt. Pfr. Fejn-Unterschöpf grüßt mit dem Jesuwort: „Ich bin gekommen, um Feuer anzuzünden, was wollte ich lieber, als es brennte schon.“ Geh. Oberkirchenrat D. Maner weist im Anschluß an Off. Joh. 22, 4 auf die treue Arbeitsgemeinschaft des Ev. Oberkirchenrats und des Gustav-Adolf-Vereins hin. Als Träger des Namens Jesu Christi soll man uns erkennen, als evang. Christen, die durch nichts Außergewöhnliches auffallen wollen, sondern das Alltägliche üben sollen, Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, Liebe, die der Brüder Not sich annimmt, in dem Glauben, der die Welt überwindet. Nach Gemeindegesang betritt Superintendent (Dekan) D. Vog-Kattowig, der oberhessischen Stadt, die vor wenigen Wochen an Polen gefallen ist, die Kanzel. 2. Könige 6, 15—17 nimmt er zum Ausgangspunkt seiner zündenden, von tapferem, evang. Glaubensmut und deutscher Liebesglut getragenen Festpredigt. D. Luther hat sicher, als der Gustav-Adolf-Verein gegründet wurde, Pathe gestanden; D. Luther, der in seinem Glauben stets fröhlich gewesen ist und seine Sache stets auf seinen Gott gestellt hat, der stets von sich selbst weg auf das Höhere, auf seinen Herrn Jesus Christus wies und der in seiner Predigt stets an sein deutsches Volk denkt. Evangelium und deutsches Volk gehören auf's engste zusammen. Deutschland und deutsch-evang. Christentum haben jetzt Schweres zu leiden, aber dennoch

singen wir, wenn auch unter Tränen ein dankendes Halleluja. Wir haben Vertrauen zu dem Evangelium, daß es überwinden wird, war so niederdrückend ist. Ja, gelobt sei Gott. Nicht mit Posaunenklängen wollen wir unseres Vereins Liebesarbeit, wenn sie es gleich verdiente, hinausposaunen, sondern mit Sansfarenklängen die Bruderliebe wecken so daß es bei aller Not und Bedrängnis heißt: „Derer sind mehr, die bei uns sind, als die bei ihnen sind.“ Das führt auf die Höhe des Glaubens und in die Tiefe des Gebets, es offenbart des deutschen Volkes Not, Trost und Pflicht. Wie fanden doch diese warmen, von Schmerz bewegten Worte Widerhall in allen Herzen. 800 Mk. wurden von der Gemeinde gespendet. Der Kindergottesdienst, den Diasporapfarrer Schenk-Pfuffendorf hielt, war wieder von der ganzen Gemeinde besucht, die gerne erzählen hörte von seiner Schwarzwald-Diaspora und sich durch eine Gabe von 500 Mk. dankbar erwies. Um 3 Uhr stellte sich der Festzug auf. Voraus die Jugend, dann die Musikkapelle von Bogberg und Neunstetten und dann in ungezählter Menge die evang. Glaubensgenossen, die aus allen Gemeinden herbeigeleitet waren und deren Zahl gewiß noch größer gewesen wäre, wenn die liebe Sonne früher schon ihren grauen Regenschleier gelüftet hätte. Es war eine imposante evang. Volkskundgebung dort oben auf dem mit bunten Fähnchen geschmückten alten Schloßberg mit seinem herrlichen Blick über Berg und Tal. An die 2000 Personen hörten 2 1/2 Stunden mit gespanntester Aufmerksamkeit den Rednern zu, mit lautem Beifall für ihre Ausführungen dankend. Stadtpfarrer Jandt gab den Jahresbericht und überbrachte die Segensgrüße des ältesten Mitglieds des Gustav-Adolf-Vereins, der 83jährigen Großherzogin Luise. Geh. Oberkirchenrat D. Maner überbrachte die Grüße des Evang. Oberkirchenrats und Pfarrer Philipp-Mittelschiffenz die des Evang. Bundes. Aus der Not seiner oberschlesischen, an Polen gefallen Heimat gab Superintendent D. Vog-Kattowig erschütternde Bilder, zu den 40 000 Evangelischen in Galizien und in die Zöcklerischen Anstalten in Stanislaw führte Pfarrer Lempp-Stanislaw und über die Gustav-Adolf-Arbeit bei den evang.-deutschen Kolonisten in den Urwäldern Brasiliens berichtete Pfarrer Dedekind-Elberfeld, der früher dort gewirkt hat. Wie sehr alle Redner die Herzen für die Gustav-Adolf-Arbeit erwärmt hatten, zeigte die auf Bergeshöhe gespendete Gustav-Adolf-Gabe von 3000 Mk. Unter den Klängen der Musik, die auch die Choräle begleitet hatte, ging wieder hinunter ins freundliche Städtchen. Es war nur noch kurze Zeit bis zum Familienabend im Gasthaus zum Adler. Schon längst vor angelegter Zeit war der Saal überfüllt. Waren die Mittagsstunden dem Blick auf das weite Diasporagebiet geweiht, so die Abendstunden der Diaspora der engeren Odenwalddiaspora. So entwarf Pfarrer Fejn ein Bild des Ritters und Grafen Albrecht von Rosenberg, der in dieser ganzen Gegend die Reformation eingeführt hat. Ein Knabe und 6 Mädchen aus Bogberg trugen sehr schön ein altes Reiterlied eines Rosenberger Reitersmannes und das Gedicht, der Schenk von Erbach, das uns von Luthers Aufenthalt im Odenwald erzählt. Dann sprach an Stelle des verhinderten Diasporaredners Meier-Buchen Dekan Eisen-Sinsheim über die Entstehung und Entwicklung der Odenwalddiaspora Mudau, Schloßau, Waldeiningen und Ernstal. Er konnte, da er sie selbst in's Leben gerufen und ihr in den ersten Jahren gedient hatte, so recht aus dem Eigenleben erzählen. Ein Wölschinger Kind übergab eine Geldgabe des Kindergottesdienstes und dann kam das Gustav-Adolf-Spiel von Dekan Eisen. Frau Hauptlehrer Amend hat es mit 11 Mädchen aus Wölschingen eingeübt und hat dafür reichen Dank verdient. 600 Mk. brachte das Spiel den Zeller Anstalten ein. Der Montag Morgen war den geschäftlichen Fragen gewidmet. 31 Zweigvereine waren vertreten. An 74 bad. Gemeinden wurden 43 800 Mk. gegeben, weitere 18 Gemeinden erhielten 27 000 Mk., der Zentralvorstand in Leipzig 43 800 Mk. Die Frauenvereinsliebesgabe erhielt Lauda, den Koch-Ferisch-Sins ebenfalls Lauda, die Söhne der Henninger-Stiftung Löffingen, die der Zähringer Stiftung Oberkirch. Möchte viel Segen ausgehen von der Gustav-Adolf-Tagung in Bogberg-Wölschingen. W. Eisen, Dekan in Sinsheim.

### Dankagung.

Herrn Stadtpfarrer D. Herrmann, Ettlingen.

Ihr Geheiß mit Mk. 25000.—

in Worten: Mk. fünfundzwanzigtausend für die hungernden evang. Volkgedeutschen habe ich mit großer Freude empfangen. Im Auftrag der Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Konferenz spreche ich Ihnen, sehr geehrter Herr Stadtpfarrer, sowie allen Gebern den herzlichsten Dank aus. Gott lege seinen reichen Segen auf Gaben und Geber. Bis jetzt durften wir schon Mk. 1 600 000.— nach Rußland senden, die auch gut angekommen sind.

Mit freundlichem Gruß  
Leipzig, 24. Juli 1922. Hochachtungsvoll Johannes Sidmante!

### Dank und Bitte.

Für die Waisen der baltischen Märtyrer: durch Pfr. Schweidert aus Graben 200.—, Frau L. B. Pforz. 150.—, Pf. A. Palmbach 50.—, Frau W. R. Breiten (Walden) 30.—, durch Pfr. Schmitt von Ung. Zeningen 20.—, durch Pfr. Speck aus der Christenlehre Langenheinbach 176.30.

Für armenische Waisen: Pf. A. Palmbach 50.—.

Für die hungernden evang. Deutschen in Rußland: Ung. Rheinbischörs. 100.—, durch R. Rat Selz von L. J. Schallstadt 600.—.

